Der

Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

Fünfter Jahrgang.

1tes u. 2tes Quartal.

Mit sechs und zwanzig Kupfern.

Breslau,

bei C. Friedrich Barth jun. 1804.



Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

Fünfter Jahrgang. No. 1.

Den 1ten Januar 1804.

Erklärung des Kupfers.

Das neue Jahr steigt über den Horizont der Erde herauf.

Heiter, und Blumen streuend, entsteigt es der Zukunft Gefilden,
Doch nur heiteres Sinnes, kannst du die Blumen dir sammlen!
Hinter der Geberinn schleicht ein Gespenst her, die Mutter der Sorge,
Kalt, herzlos und bleich! — Quählenden Kummer verbreitend
Nahet es jedem, der die lieblichen Blumen nicht achtet!
Sammle sie denn! und rauscht um die Schläfe der duftende Kranz dir,
Flieht das Gespenst, und heiter — auf Blumen wandelt dein Fuß hin!

Am ersten Morgen des Jahres.

Mit dem ersten Morgen des neuen Jahres, erwachen auch aufs neue die Wünsche der Sterblichen, aber — in einer ganz andern Gestalt! Es sind nicht die selbstsüchtigen Wünsche des Egoisten mehr, die gestern und vorgestern das Schicksal bestürmten; man hat sich selbst über das Glück derer vergessen, die einen nah und fern umgeben! Daher wird es so früh lebhaft auf den Straßen — daher sammlet man sich schaarenweise in den Vorzimmern der Großen, in den Putzzimmern schöner Frauen — daher eilt der Freund zum Freunde, der Bekannte zum Bekannten, um ihm in Versen und Prosa zu versichern: daß sein Herz nur mit dem Wunsche erfüllt sey, das neue Jahr möge ihm — ein Paradies ohne Sorgen und Kummer, ja — wenigstens ein Himmel auf Erden seyn! und — daß man sein eignes Glück darin finde, diesen Wunsch noch viele — viele — viele male wiederholen zu können!

Was hat diese auffallende Verwandlung bewirkt? Der Mann, dem dieser herzlich klingende Wunsch gilt, war ja gestern noch ein Gegenstand deines bittern Tadels, deiner Verachtung, und würde dich vielleicht morgen vergeblich um ein Wort des Trostes anflehen, wenn er es bedürfte? Das schöne Mädchen, dem diese zierlichen Verse gelten, dem die mit Sinn gewählte Einfaßung, diese Täubchen, diese Kränze, diese Blumen mehr verrathen sollen, als die Worte auszusprechen wagen — war noch gestern der Gegenstand deines beleidigenden Witzes; und wird ohnfehlbar morgen, falls sie sich heute nicht behutsam genug nimmt,

ihren

ihren guten Namen unter den Pfeilen deines Spottes erliegen sehn!

Warum giebt man sich dies allgemeine Fest der Täuschung — ohne jedoch eigentlich zu täuschen, oder getäuscht zu werden! denn jeder weiß ja zu gut, woran er ist, und giebt die Münze wieder aus wie er sie einnimmt. Es bleibt ja zwischen den Wünschenden, so schön die Worte auch klingen, troz des warmen Kußes, der Thräne im Auge und des Drucks der Hand — alles wie es gewesen ist!

Aber — „die Menschen, sagt ein berühmter Philosoph, dessen Namen ich hier um alles nicht nennen möchte, um meinen schönen Leserinnen keinen Schrekken einzujagen! — „Die Menschen sind insgesammt, „je civilisirter sie sind, destomehr Schauspieler. Sie „nehmen den Schein jeder Tugend an, ohne damit zu „betrügen, weil jeder weiß woran er ist; aber es ist „gut, daß es so ist! Denn — dadurch, daß die Men„schen diese Rolle spielen, werden zuletzt die Tugenden, „deren Schein sie eine geraume Zeit hindurch nur ge„künstelt haben, nach und nach wirklich erweckt, und „gehen in die Gesinnung über!“

Es ist also ein wirkliches Verdienst unsrer geselligen Sitten, daß wenigstens ein Tag im Jahre erscheint, an dem die Gesetze der Höflichkeit und guter Ton es fordern, zu scheinen, wie man immer seyn sollte, nemlich mit einem Herzen voll Wohlwollen und guter Wünsche für das Glück andrer, voll Bereitwilligkeit mit allen Kräften dahin mitzuwirken!

Sollte dieser Schein auch nur bei sehr wenigen in die Gesinnung übergehn, so hat die Natur einen zweiten Hang in das menschliche Herz gepflanzt; sich —

durch den Schein des Guten — gern täuschen zu lassen, und zwar, nach dem Ausspruch eben des Weltweisen, um die Tugend zu retten! — Um ihr wenigstens auf den Zungen der Menschen eine bleibende Wohnung zu sichern, wenn ihr auch das Herz verschlossen ist! —

Daß dies alles indeß nur so im Allgemeinen gesagt ist, versteht sich von selbst. Ich kenne Ausnahmen, und weiß den Werth der Wünsche zu schätzen, die heute das Herz zollt! darum schließ ich mich auch gern an die Zahl der Wünschenden an, und — — —

„Aber ein Neujahrswunsch in einer Wochenschrift und nicht einmal in Versen?“ —

Nein mein Herr! — Verse müssen, wenn sie gefallen sollen, poetisch seyn, die Poesie erinnert an Täuschung, und ich möchte gern auch scheinen was ich bin — aufrichtig!

Darum wünsch' ich denn auch nichts, als allen Wünschenden dieses Morgens: Aufrichtigkeit, und allen denen die Wünsche empfangen, Zutrauen; und wenn die Wünsche denn auch keinen weitern Einfluß auf das Schicksal des Jahrs haben, so sind sie schon selbst, durch die schöne Empfindung beim Geben und Empfangen, durch die herzlichen Ergüsse des Wohlwollens, der Freundschaft und der Liebe — hinlänglich belohnt!

R.

Die Rache.

Ein Märchen vom Rübezahl.

Einst ging hier am Gebirge
Ein Fräulein jung und schön,
Am Arm des treuen Ritters
Lustwandeln auf den Höhn;

Da sah' von seiner Koppe
Der böse Rübezahl,
Wie der verliebte Ritter
Ihr manches Küßchen stahl!

Schnell kam er nun geflogen
Und sann auf Schabernack,
Und wandelte als Jäger
Daher im grünen Frack.

Wagt, sprach er, lieben Leutchen
Euch nicht an jenen Ort —
Dann wißt; es hauset eben
Der mächt'ge Berggeist dort!

Hm! sprach das Fräulein schnippisch
Den Pophans fürcht' ich nicht —
Und lachte dem Ergrimmten
Leicht schäkernd ins Gesicht.

Wohl sprach er, wird sich's zeigen
Wenn ihr noch weiter geht;
Gebt acht, ob der Verlachte
Euch nicht ein Näschen dreht!

Sie hüpfen schäkernd weiter
Den Berg hinauf, und sehn
Am grün bemoosten Steine
Bald eine Erdbeer stehn.

Sie funkelt wie Rubine,
Und ihr Ambrosiaduft
Durchwürzt in weiter Runde
Umher die laue Luft —

Und argwohnlos der Ritter
Schnell pflückt die Erdbeer ab,
Und dem geliebten Fräulein
Um einen Kuß sie gab!

Sie schlürft mit vollen Zügen
Den süßen Duft der Frucht,
Die glänzender und größer
Man wohl vergeblich sucht.

Doch plötzlich — o nun denket
Was kaum sich glauben läßt,
Sitzt das verdammte Beerchen
Auf ihrer Nase fest!

Sie weint und fleht vergeblich.
Die Frucht bleibt frisch und roth —
Und das bestrafte Fräulein
Grämt sich darüber todt! —

R.

Religion und Liebe.

Unter allen was auf das Gemüth des Menschen wirkt, und ihn zu außerordentlichen Thaten und Unternehmungen vermag: verdienen Religion und Liebe den ersten Platz. Keine Triebfeder menschlicher Handlungen wirkt mit dieser Allgewalt, keine ist fähig uns Aufopferungen zu entlocken, wie sie; nichts kann uns in der Empfindung so glücklich — aber auch nichts so elend machen.

Das

Das Leben, mit all seinen Plagen und seinem Kummer ist dem Schwärmer in der Religion nichts. Er lebt und webt in dem schönen Ideale einer glücklichern Zukunft — ist schon hier in einem Hafen eingelaufen, in welchem ihn von dem ganzen Sturme des Lebens keine Woge mehr erreicht! Der Liebende glaubt schon hier dies Ideal zu verwirklichen.

Wenn das Schicksal nun auf seinen labyrintischen Wegen, zwei gute, unverdorbene Menschen, mit heissen Empfindungen, aber kräftigen Willen, auf einen Punkt stellt, wo jene beiden ersten, größten Triebfedern seiner Handlungen selbst mit einander in Streit gerathen; so muß der Kampf groß und intereßant seyn, weil er dem Charakter Gelegenheit giebt, sich — bei aller Zartheit der Empfindung — in seiner höchsten Energie zu entfalten.

Ich will hier — keinen Roman erzählen, der nach Willkühr das Räthsel löst — sondern eine Begebenheit aus der wirklichen Geschichte, wo das Schicksal zwei edle, schöne Seelen jener harten Prüfung unterwarf. Beide fielen im Kampf; aber wehe dem Fühllosen, der über sie ein verdammendes Urtheil aussprechen kann!

Als Muhamed in Arabien die Religion seiner Väter reformirte, und den Islam predigte, glaubten seine Anhänger, die sich vorzugsweise Mußliminn, wahre Gläubige, nannten, berufen zu seyn, alle Völker zu bekehren, und mit Feuer und Schwerdt ins Paradies zu verhelfen. Die berühmten arabischen Feldherrn, Obeidah und Kaleth, hatten mit ihren zahlreichen Heeren bald alle Provinzen des schwachen morgenländischen Kaiserthums in Asien erobert, und ver-

vereinigten sich jetzt vor Damascus, der einzigen Stadt, die ihnen wegen ihrer starken Mauern und zahlreichen Einwohner hätte mit Glück widerstehen können.

Gerade in diesem Zeitpunkt lebte Jon, ein griechischer Jüngling zu Damascus, der Irenen, ein griechisches Mädchen, mit all dem Feuer der Zärtlichkeit liebte, das den Jüngling des Morgenlands gewöhnlich charakterisirt, und nicht minder wieder geliebt wurde.

Irenens Vater hatte anfangs nichts gegen die Verbindung der beiden Liebenden. Er achtete Jons kraftvollen Charakter, seine reinen Sitten, und ungeheuchelte Frömmigkeit. Aber bei der herannahenden Gefahr seiner Vaterstadt, diente ihm die Armuth des Jünglings zum Vorwande, seine Verbindung mit Irenen aufzuheben, und seiner Tochter allen fernern Umgang mit ihrem Geliebten zu versagen.

Was auch der wahre Grund dieses Verfahrens seyn mochte, so war es hart; und Irene so wohl als Jon schrieben es dem verläumderischen Einreden eines Verwandten zu, der seine Abneigung gegen Jon schon lange an den Tag gelegt hatte. Beide hofften indeß durch Unterwürfigkeit eine Aenderung in den Gesinnungen des Vaters zu bewirken; und nur dann und wann sprachen sie sich heimlich, um gemeinschaftliche Maasregeln zu verabreden. Ihr Unglück wollte es, daß der Vater von einer solchen Zusammenkunft Nachricht erhielt, sie überraschte, und seine Tochter — die er sonst zärtlich liebte — im ersten Aufbrausen des Zorns, vor den Augen ihres Geliebten mißhandelte.

Dieser Auftritt hatte eine große Revolution in den Gefühlen und Gesinnungen der Liebenden hervor-

gebracht,

gebracht. Beide sahen deutlich, daß sie — nach dem Willen des Vaters — für einander verlohren wären, aber beide fühlten eben so deutlich daß sie sich nicht verliehren konnten — und beide hatten den Muth: alles, selbst ihr Leben um ihre Liebe zu wagen!

So streng' man auch Irenen bewachte, um alle fernere Zusammenkünfte mit Jon zu verhindern, so wußte die Liebe alle Schwierigkeiten zu überwinden — und sie sprachen sich dennoch. Es kostete Jon wenig Mühe Irenen zu überreden, das einzige Mittel ihrer Rettung: sey Flucht. Sie wäre sonst vor dem Gedanken zurück geschaudert: ihrem Vater heimlich, und gegen seinen Willen zu verlaßen; allein sie wurde jetzt von so widerstrebenden Gefühlen bestürmt, es boten sich ihr so einleuchtende Gründe dar, daß sie den Plan ihres Geliebten unbedenklich annahm. So sehr sie überzeugt war, daß die Verbindung mit Jon, mit Einwilligung ihres Vaters nie vollzogen werden könnte, so deutlich sich in ihrem Herzen nach der letzten demüthigenden Behandlung ihres Vaters, ein Zug von Erbitterung zeigte, der zu Maaßregeln leitete, sich in Sicherheit zu setzen; so nahm sie die entscheidenden Gründe doch von außen her.

Die Lage der Stadt war in diesem Augenblicke schrecklich. Noch war sie zwar nicht förmlich belagert, aber jeder wußte mit Ueberzeugung, daß es in einigen Tagen geschehen würde. Schon streiften täglich kleine Trupps feindlicher Reiter umher, und machten es gefährlich sich außerhalb den Mauern blicken zu laßen. Das Schicksal aller Einwohner der Städte, welche die Araber bis dahin belagert und erobert hatten, lag den Damascenern schwer auf dem Herzen. Der Verlust

ihres Eigenthums war dabei das Geringste; Verleugnung der heiligen Religion ihrer Väter, Uebertritt zum Islam, oder Tod — dies waren die Bedingungen, welche ihnen vorgelegt wurden. Noch konnte Damascus sich zwar lange halten, aber doch nicht immer, wenn ihnen von Constantinopel aus nicht Hülfe zugeführt wurde, und — wie schwach war diese Hoffnung! Viele unbemittelte Damascener, suchten also dem traurigen Schicksal ihrer Brüder durch die Flucht zu entgehen; die übrigen rüsteten sich zu einer muthigen Gegenwehr, aber ihr Muth entsprang aus der Verzweiflung!

Jon wußte seiner Irene diese Lage so wahr, und so dringend zu schildern, daß sein Vorschlag über alle Bedenklichkeiten siegte. Er hatte wohlhabende Anverwandten in Constantinopel, zu denen wollten sie flüchten, ihre Liebe, ihr Leben — ihre Religion zu retten! Irene wollte an ihren Vater einen rührenden Brief zurück lassen, ihn um Vergebung bitten; ihn einladen ihnen zu folgen und dem unvermeidlichen Verderben zu entfliehen, und — auf künftige Nacht ward die Flucht bestimmt.

Der Tag verfloß schnell. Irene beschäftigte sich vorzüglich mit dem Briefe, den sie ihrem Vater zurück lassen wollte. Die bei dem Gedanken an Trennung aufs neue erwachende kindliche Liebe, drückte dem Ganzen, in so unverkennlichen Zügen das Bild ihres schönen unverdorbenen Herzens auf, daß sie mit Recht eine große Wirkung davon erwarten durfte.

Jon war mit Anstalten andrer Art beschäftigt. Alles was er besaß, macht er zu Gelde, um seiner Irene die beschwerliche Reise erleichtern zu können;

und

und so kam unter Geschäften der Abend. Die bestimmte Stunde schlug, und Irene am Arm ihres Geliebten schlüpfte unter dem Schleier der Dämmerung aus dem väterlichen Hause, aus dem Thore der Stadt.

Jetzt waren sie in Freiheit. Der Mond leuchtete freundlich auf ihren Pfad, und die Hoffnung beflügelte ihre Schritte. Doch plötzlich wurden sie durch ein Geräusch erschreckt; es glich dem Hufschlag laufender Pferde, und ein Blick in die Gegend woher es tönte, hob bald alle Zweifel. Ein Trupp herumstreifender Araber kam in gerader Richtung auf sie zu. Irene wäre vor Schrecken bald in Ohnmacht gesunken, aber Jon verlohr seine Geistesgegenwart nicht. Irene mußte sich schnell einige Schritte vom Wege in das hohe Gras niederlegen; er selbst aber lief mit aller Kraft nach der Stadt zurück, nicht mit der Hoffnung zu entfliehen, aber doch die Feinde von dem Orte abzulenken, wo seine Irene lag. Dies gelang ihm auch vollkommen, man hatte sie nicht bemerkt und sprengte vorüber. Ihn selbst holten die Araber bald ein. — Er war noch nicht so fern, daß Irene, die sich ängstlich in die Höhe richtete, nicht hätte sehen sollen, wie die Feinde ihn umringten, und mit wildem Geschrei ihre Säbel schwangen. Sie wollte aufspringen, ihm nacheilen — aber der Schrecken hatte ihre Glieder gelähmt, sie sank in eine tiefe Ohnmacht, und blieb so unbemerkt liegen.

Jons Schicksal war trauriger. Er wehrte sich als ein Verzweifelnder, ward aber durch die Menge überwältigt, gebunden und fortgeführt.

Nicht gar weit von dem Orte, hielt Derar, ein Unterbefehlshaber der Araber unter einigen Zelten sein

Nacht-

Nachtlager. Zu diesem ward Jon geführt. Er hatte in seiner frühern Jugend die arabische Sprache gelernt, und dies that ihm jetzt wichtige Dienste. Derar that ihm einige Fragen über den Zustand der Stadt, und legte ihm endlich die Bedingung vor, welche die Mußleminn allen Christen zu machen pflegten, die in ihre Hände geriethen, nehmlich seine Religion zu verleugnen, zu dem Islam überzugehen, oder als ein Feind der Gläubigen — zu sterben. Rasch und mit Entschlossenheit wählte Jon den Tod.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lied.

Von der Hoffnung.

Eine Stimme.

Hoffnung, Hoffnung
Weiche nicht,
Wenn die Thräne auch voll Kummer
Aus dem Auge bricht —
Milder drücket jeder Schmerz,
Hebest du das wunde Herz!

Chor.

Milder drücket jeder Schmerz,
Hebest du das wunde Herz!

Eine Stimme.

Durch die Thräne
Blinkt dein Strahl
Wie durch Morgenthau die Sonne
In das Blüthenthal!

Und

Und mit deinem holden Blick
Kehrt der Ruhe süßes Glück!

Chor.

Ja, mit deinem holden Blick
Kehrt der Ruhe süßes Glück!

Eine Stimme.

Hoffnung, Hoffnung
Weiche nicht,
Wenn erschöpft im tiefen Kummer
Auch das Herz uns bricht —
Noch im Tode wehest du
Labung unsrem Geiste zu!

Chor.

Noch im Tode wehest du
Labung unsrem Geiste zu!

Ein französischer Herzog ließ — nicht lange vor der Revolution — einen Gelehrten die Hoheit und Größe seines Rangs auf eine unangenehme Art empfinden. Gnädiger Herr, sagte dieser, ich weiß sehr wohl, was ich wissen muß, aber — ich weiß auch daß es viel leichter ist über mir, als neben mir zu stehen!

Rosenduft.

Laurentius, ein für seine Zeit — er starb 1232 als Bischof zu Breslau — gebildeter Mann, hatte ein sonderbares Ende. Er lebte zu Preichow, einem Landguthe, und war ein außerordentlicher Freund von Rosenduft. Ueberall umgab er sich mit Rosen, jeder

Athem-

Athemzug mußte durch Rosendüfte gewürzt seyn. Er ward davon krank, und starb — wie die Chronikenschreiber versichern — blos an zu viel gerochnen Rosenduft.

Kochkunst.

Zu Kaiser Karl dem Fünften kam einst ein König von Tunis nach Neapel, um sich mit ihm zu besprechen. Nichts bewunderte man bei diesem afrikanischen Fürsten mehr, als die Kunst seiner Köche. Sie wußten alle Speisen, die auf die Tafel ihres Herrn kamen, für den Geruch eben so anziehend zu machen, als für den Geschmack. Bei einem Pfau und zwei Fasanen die auf einmal gebraten wurden, kosteten die Spezereien, um ihnen den gehörigen Wohlgeruch zu geben, hundert Dukaten. Dagegen erzählt man auch, daß sie, indem sie zerschnitten wurden, nicht allein den Saal und alle Zimmer des Pallastes, sondern auch die Straßen umher mit einem vortreflichen Wohlgeruch anfüllten.

Als Madame Dufant noch ein kleines Mädchen war, und in einem Kloster erzogen wurde, spielte sie den Freigeist, und predigte ihren kleinen Mitschülerinnen lauter irreligiöse Grundsätze. Die Aebtißinn wurde darüber unruhig, und bat den berühmten Maßillon zu sich. Gelaßen hörte dieser der kleinen Ungläubigen zu und sagte, indem er sich zurück begab, zur Aebtißinn: Sie ist liebenswürdig! — die Aebtißinn, welche ein großes Gewicht auf diese Dinge legte, frug ernsthaft;

haft: aber was geb' ich der Kleinen für ein Buch zu lesen? — der Bischoff besann sich einen Augenblick und antwortete: Einen Catechismus für fünf Sous!

Moden.

Die verfeinerte und geschmackvollere Bildung unsers Zeitalters, leuchtet überall hervor. Unsere Sitten haben ein milderes, schöneres Gepräge als die unsrer Vorfahren; unsre Moden sind gefälliger, und selbst die Namen dieser Moden geben einen nicht unwichtigen Beitrag zu dem Beweise jener Behauptung.

Das kurz abgeschnittene Haupthaar, diese Modetracht der alten Griechen und Römer, ist zwar oft in mittlern und neuern Zeiten durch einen künstlichen Lokkenbau — von eignen oder geborgten Haaren — von den Köpfen der Männer verdrängt, und nur selten von dem schönen Geschlecht nachgeahmt worden; allein die Natürlichkeit dieser Tracht und die Bequemlichkeit, welche sie gewährt, macht daß sie von Zeit zu Zeit unter allen Völkern zurück kehrt, und eine längere, oder kürzere Zeit Mode bleibt. Wir haben eben jetzt eine solche Periode, und man belegt diese Haartracht mit den Namen der Titus, oder Schwedenköpfe. Beide Namen sind schön. Titus erinnert — vieleicht zu stolz! — an einen Rückblick der schönen, kraftvollen Zeiten der alten Römer, Schweden — der Name bezeichnet ein Volk, das uns durch seine Bildung und seine Energie achtungswerth ist!

Vor etwa sechzig bis siebzig Jahren machte diese Mode in Frankreich und Deutschland gleichfalls einen Besuch, und die Verfasser des großen, bänderreichen Univer-

Universallexicons fanden für gut, unter dem Buchstaben M. derselben auf folgende Art zu erwähnen:

„Moutonirte Nacken, werden also genennet „von Mouton, einem Schöps oder Hammel, „weil die Haare im Nacken also kurz, wie ein „Schöpskopf frisiret sind."

Wie geschmacklos! Wer kann bei den — lauter Muth und Heldensinn athmenden Zügen unsrer Incroyables an einen — Schöps oder Hammel denken! — Es lebe die höhere Bildung des Zeitalters! —

Silbenräthsel.

(Zweisilbig.)

Ich bin in meiner ersten Silbe
Willkommen bald, und bald verhaßt —
Bald leih' ich Werth, werthlosen Dingen,
Bald kann mein Ton um alles Ansehn bringen,
An Zauberei grenzt meine Wirkung fast!

In meiner zweiten vollern Silbe
Bin ich das Aelteste und Jüngste auch zugleich;
Fang' immer an, und ende immer,
Und wandre fort, und weile nimmer,
Bin niemals arm und niemals reich;
Nicht kalt, nicht warm, und alles doch zugleich!

Drum sucht mich auch vor allen Dingen
Der Mensch mit Mühe zu erringen,
Und würde sicher mich statt Gold und Schätzen wählen
Könnt' er mich hundert mal nur zählen!

Dieser Erzähler nebst dazu gehörigem Kupfer wird alle Wochen in Breslau in der Buchhandlung bei C. Friedrich Barth jun. auf dem Naschmarkte an der Stockgassen-Ecke in No. 2020 ausgegeben, und ist auf allen Königl. Postämtern zu haben.



